

Albert Schweitzer, der Urwald-Doktor

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **24 (1930)**

Heft 9

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bern, 1. Mai 1930

Schweizerische

24. Jahrgang

Gehörlosen - Zeitung

Organ der Schweiz. Gehörlosen und des „Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme“

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats

Mit der Monatsbeilage: „Der Taubstummensfreund“

Redaktion und Geschäftsstelle:

Eugen Sutermeister, Brünnenstrasse 103,
Bern - Bümpliz

Postcheckkonto III/5764 — Telephon Zähringer 62.86

Nr. 9

Abonnementspreis:

Schweiz jährlich 5 Fr., Ausland 7 Mark

Insertionspreis:

Die einspaltige Petitzeile 30 Rp.

Redaktionschluss vier Tage vor Erscheinen

Zur Erbauung

**Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben,
so lasset uns genügen.** (1. Tim. 6, 8.)

Manchmal sprechen wir von Not, Entbehrungen und Verzichtleistungen, wo solche gar nicht vorhanden sind. In Wirklichkeit fehlt es uns nur an der Genügsamkeit. Wenn wir nicht immer einen gewissen Vorrat haben, dann fühlen wir uns nicht wohl. Das zeigt, daß unser Vertrauen nicht so sehr auf Gott gerichtet ist, sondern auf die Vorräte. Ist es nicht gottgefälliger, wenn wir zufrieden sind für die Nahrung, die wir heute haben, und wenn sie noch so bescheiden ist? Es kommt ja nicht auf die Fülle und Güte an, sondern auf den Segen Gottes. Genügt es nicht, wenn wir jetzt einen ordentlichen Anzug haben, auch wenn wir nicht wissen, wann und wie wir uns den nächsten beschaffen sollen? Es ist auch gar nicht notwendig, daß wir eine ebenso bequeme Wohnung und Wohnungseinrichtung haben wie besser gestellte Leute. Gibt uns Gott mehr, als wir unbedingt benötigen, dann wollen wir ihm dafür danken. Gibt er uns weniger, dann wollen wir uns begnügen lassen.

Ein Gebet um „mehr“.

Marie lag im Bette, das kleine Gesicht ernst, andächtig die Hände gefaltet, und betete das Vaterunser. „Aber was ist das“, fragte die Mutter, welche am Bette saß, „wenn du gebetet hast: Unser täglich Brot gib uns heute, so sagst du etwas leise, was ich nicht verstehen

kann; sage mir doch das.“ Die Kleine schwieg und blickte die Mutter verlegen an. „Was sagst du nach: Unser täglich Brot gib uns heute?“ fragte die Mutter noch einmal. „Liebe Mutter, sei nicht böse“, bat Marie, „ich bete: Und recht viel Butter drauf.“ — Lieber Leser, prüfe einmal dein Gebet, ob es nicht ähnlich demjenigen des Kindes lautet. Es braucht ja nicht gerade die Bitte um Butter darin enthalten zu sein, vielleicht möchtest du in anderer Hinsicht gerne etwas „mehr“.

Zur Belehrung

Albert Schweizer, der Urwald-Doktor.

Wozu sind wir auf der Welt? Um gut zu essen und zu trinken? Um recht viel Freude und Genuß im Leben zu haben? Um recht viel Vermögen zu erwerben? Um recht berühmt und geehrt zu werden? Jesus hat uns etwas anderes gelehrt: Dienet einander, wie ich euch gedient habe; liebet einander, wie ich euch liebt habe.

Wie Albert Schweizer dieses Dienen und dieses Lieben versteht, davon möchte ich etwas erzählen. Wer ist Albert Schweizer? Geboren im Jahr 1875 in Kaisersberg im Elfaß, aufgewachsen in Günsbach (Elfaß) als Sohn eines Pfarrers, studierte er später Theologie und wurde Pfarrer in Straßburg. Daneben war er ein guter Musiker, ein Meister im Orgelspiel, schrieb gelehrte Bücher und wurde Professor in Straßburg. In vielen großen Städten gab er Orgelkonzerte, war berühmt und hochgeehrt.

Aber was tat Albert Schweizer? Als er 35 Jahre alt wurde, setzte er sich wieder auf die Schulbank und wurde Student. Er wollte Arzt werden. Er lernte alles, was ein Arzt wissen muß: den Bau des menschlichen Körpers, wie seine Organe so wunderbar zusammen arbeiten, wie die Organe erkranken, welche Heilmittel gegen die Krankheiten man kennt und wie man sie anwendet, und er nahm auch das Messer zur Hand und lernte Kranke operieren. Das alles erlernte er neben seiner sonstigen Arbeit. Tag und Nacht arbeitete er. Denn was sich Albert Schweizer einmal vorgenommen hatte, das führte er auch aus. Nach acht Jahren war er Arzt.

Und wozu das alles? War ihm sein Amt als Professor verleidet oder hatte er keine Freude mehr am Orgelspiel? Oder war er so ehrgeizig, daß er noch höher hinauf wollte? Nein, er wurde Arzt, um seinen Mitmenschen, den Negern in Afrika, helfen und dienen zu können. Von Missionaren hatte er vernommen, daß dort fast keine Ärzte seien. Und doch haben auch die Neger allerlei Krankheiten wie wir. Sie müssen oft furchtbar leiden, weil ihnen niemand hilft. Unter großen Qualen müssen sie sterben. Ganze Dörfer sterben aus, und große Stämme schmelzen zusammen. Dazu bringen die Europäer Schnaps nach Afrika; die Neger genießen unmäßig davon und gehen daran zugrunde. Albert Schweizer sagte sich: Wir kennen viele Krankheiten und können sie heilen. Es ist unsere Pflicht, auch den Negern zu helfen; denn sie sind auch Menschen; sie sind gleich wie der arme Lazarus, und wir sind gleich wie der reiche Mann. Oder die Neger sind gleich dem Manne, der halbtot am Wege liegt, und wir sollen die barmherzigen Samariter sein. Darum sollen Ärzte freiwillig nach Afrika gehen; man muß dort Spitäler bauen und die Neger behandeln, wie es bei uns geschieht.

Weil ihm das Elend der Neger zu Herzen ging, wurde Albert Schweizer Arzt. Er selbst wollte nach Afrika gehen, um den Negern zu dienen. Er fragte nicht zuerst: Ja, was bekomme ich für einen Lohn? Wer bezahlt mich? Es trieb ihn dazu, wie es einst Jesus getrieben hatte, das Volk zu lehren. Aber noch fehlte etwas — Geld — viel Geld. Er mußte doch die Reise bezahlen; er mußte Arzneimittel, Verbandstoffe, Instrumente, Kleider, Lebensmittel mitnehmen. Woher das Geld nehmen? Albert Schweizer wußte bald Rat. Er reiste von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und gab über-

all Orgelkonzerte; das brachte Geld. Dann bat er seine vielen Freunde und Bekannten um Beiträge. Von allen Seiten floß ihm Geld zu; endlich war so viel beisammen, daß er seinen Plan ausführen konnte.

Nachdem er alles Notwendige eingekauft und in 70 Kisten verpackt hatte, verließ er seine Heimat und sein Amt, nahm Abschied von seinen Lieben und reiste mit seiner Frau in das ferne, unbekanntes Land. Die Reise ging zuerst per Bahn nach Bordeaux, dann per Schiff südwärts, an Spanien und Portugal vorbei nach der Insel Teneriffa, der Westküste von Afrika entlang bis zum Kap Lopez. Dort ergießt sich der Ogowe, ein 1200 Kilometer langer Strom, in das Meer. Im Unterlauf ist dieser Strom etwa 2 Kilometer breit und spaltet sich in viele Arme. Von Cap Lopez fuhr Albert Schweizer in einem Flußboot den Strom hinauf und kam nach zwei Tagen an seinen Wirkungsort, Lambarene. Dort war eine Missionsstation. Die Gesellschaft hatte ihm erlaubt, eines der Häuser zu benutzen und auf ihrem Boden ein Spital zu errichten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Unterhaltung

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben.

Von E. Hodler. (Fortsetzung.)

Am Tage, nachdem der Vater seinen Kindern seine Absicht, sich zu verheiraten, angekündigt hatte, wurde der fünfjährige Moritz von der Tante schon vor Tagesanbruch aufgeweckt. Er war noch ganz schlaftrunken, aber die Tante feiste ihn ein und wusch, rieb,bürstete, riegelte und striegelte ihn, bis er völlig wach war und sein kleines Köpfchen wie ein Spiegel erglänzte. Dann wurde der ganze Junge in ein bocksteifes Hemdchen, in bocksteife Höschen und dito Wämshen gesteckt. Den Hals preßte sie ihm in einen breiten Kragen, der durch die Stärke so hart geworden war wie ein hölzernes Brett. Den Hauptschmuck aber bildete ein unbiegsamer Strohhut, dessen Krone ihm bis zu den Augen herunterrutschte, so daß der arme Junge genötigt war zu schielen, wenn er etwas sehen wollte. An die Füße zog sie ihm nagelneue Lederstiefel, die nur allzusehr auf's Wachsen berechnet waren, und eher kleinen Wasserbooten glichen, als einem menschlichen Kleidungsstücke.